

Wilson und Poincaré

Autor(en): **Gygax, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WILSON UND POINCARÉ

Der Historiker und Nationalökonom, der vor wenigen Wochen von dem obersten Staatsamt der Union Besitz ergriff, hat der Welt schon durch seine Inaugurationsrede gezeigt, dass er aus anderem Holz geschnitzt ist als die politischen Routiniers und Dutzendkapazitäten, die sich so gewöhnlich an die Staatskrippe drängen. Mit dem obersten Grundsatz der Utilität, der die amerikanische Politik und das ganze Staatswesen beherrscht, will Wilson brechen. Was er in seiner Rede so schlicht und ergreifend ausgesprochen hat, von dem haben bisher wenige Amerikaschilderer uns erzählt. Der lapidare Satz „Wir haben bisher den Menschenwert nicht hoch genug angeschlagen“ gibt der Kundgebung des Präsidenten eine Bedeutung, die weit über den Tag hinausreicht. Der preußische Regierungsrat Kolb hat vor einigen Jahren in einem epochemachenden Buche *Als Arbeiter in Amerika* die Dossiers des amerikanischen Wirtschaftslebens gelüftet; weltfremd stand er vorher der Anschauungsweise einer ganzen Menschenklasse gegenüber und das Ergebnis seines praktischen Versuches lautete: „Ich habe viele Postulate unserer Arbeiterwelt als absolut diskutabel erkannt.“ Seitdem brachten uns vornehmlich zwei amerikanische Schriftsteller, Robert Hunter und Upton Sinclair, das Verständnis für die Verheerungen nahe, welche das fast schrankenlose Spiel der wirtschaftlichen Kräfte in der großen Schwesterrepublik anrichtet, für die Schädigungen an den Menschen, die im nationalen Produktionsprozesse stehen, und für die breiten Konsumentenmassen. Was Wilson in seiner Rede vorbrachte, ist eine Unterstützung der furchtbaren Anklagen, die an den amerikanischen Großindustrialismus und Großkapitalismus gerichtet sind. In dem Versuch, den Kampf gegen solche Zustände aufzunehmen, ist Wilson dem liberalen englischen Finanzminister Lloyd George gleichzustellen; dem Temperamente nach dürfte er ein noch kühler abwägender, mit praktischen Möglichkeiten noch besser rechnender Staatsmann sein. Die Frage muss zunächst gestellt werden: woher ist diese mit aller Macht einsetzende Gegenbewegung herzuleiten? hat der glänzende Aufstieg der Vereinigten Staaten nicht allen Volksschichten ökonomische Vorteile gebracht? haben nicht alle relativ an der Reichtumsentwicklung teilgenommen?

Robert Hunter zeigte uns die Kehrseite dieser glänzenden Entwicklung. Zwei Schriften, *Armut* und *Das Elend der neuen Welt* lassen uns erkennen, dass neben dieser glänzenden Welt eine ärmliche ist, von der man nicht spricht. Im Vorwort zum zweiten Buch schreibt er: „Es hat ein Ziel: es soll nämlich die Dringlichkeit der Anwendung gewisser gesellschaftlicher, sozialpolitischer Maßnahmen zur Abwehr des Verkommens solcher Bevölkerungsschichten, die am Rande der Armut leben, geschildert werden. Ich kann nicht begreifen, warum längst und allgemein bekannte Ursachen der Verelendung in einem menschlich fühlenden, christlichen Volke geduldet werden“. Hunter greift das Problem von allen Seiten an; aus der Fülle seiner Feststellungen nur das eine: in Amerika gibt es wahrscheinlich auch in einigermaßen günstigen Jahren nicht weniger als zehn Millionen Arme; als arm bezeichnet er die unterernährten, schlecht gekleideten und armselig wohnenden Menschen. Gegen vier Millionen von ihnen sind „Paupers“, das heißt sie hängen von öffentlichen Unterstützungen ab. Über zwei Millionen Arbeiter sind vier bis sechs Monate im Jahr arbeitslos. Beinahe die Hälfte der Familien in Nordamerika ist besitzlos; mehr als 1,7 Mill. kleine Kinder müssen erwerbstätig sein, während sie noch die Schule besuchen sollten. Über fünf Millionen Frauen sind gezwungen, industriell zu arbeiten, weil der Lohn des Mannes nicht ausreicht. Das sind die feststehenden Angaben Hunters. Wahrscheinlich, schreibt er, werden nicht weniger als eine Million Arbeiter jährlich in ihrem Berufe verletzt oder getötet und über zehn Millionen der heute lebenden Personen werden, wenn das heutige Verhältnis bestehen bleibt, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit an Tuberkulose sterben.

Amerika kennt, obwohl der Kapitalismus in dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ eine nie erträumte Entwicklung genommen hat, keine eigentliche sozialistische Partei, die bestimmenden Einfluss erlangt hätte. Das gleiche ist bisher noch von England zu sagen. Auch von nicht sozialdemokratischen Theoretikern wird zugestanden, dass die industrielle Expansion der Union mit ihren Riesengebilden, den Trusts, ein Entwicklungsstadium zeige, das in manchen Punkten die Theorien des Marxismus bestätigt. Es muss aber unterschieden werden zwischen der

Verbreitung sozialistischer Ideen und der Parteibildung mit sozialistischen Gesichtspunkten.

Die Trades-Unions bringen wie in England eine Oberschicht qualifizierter Arbeiter in gehobene Lebenslage, während die Hunderttausende jener Arbeitskräfte, die keinen Einfluss auf das Lohnniveau durch die Tatsache der Organisation haben (unorganisierte, ungelernte Arbeiter, Frauen und Kinder), zum Teil unter sehr gedrückten Verhältnissen leben. Es kann jedenfalls nur für die gutgelohnten, zum Teile geradezu brillant gelohnten Arbeiter gelten, was Grünberg zur Erklärung für das Nichtbestehen einer starken sozialdemokratischen Partei anführt: die günstige ökonomische Lage und die Möglichkeit der Erringung wirtschaftlicher Selbständigkeit auf freiem Boden. Wohl hat die amerikanische Arbeiterbewegung den Rahmen gewerkschaftlicher und sozial-reformatorischer Bestrebungen nicht überschritten; aber ihren Einfluss hat sie bei Wahlen im Sinne der sozialistischen Weltauffassung ganz gehörig in die Wagschale geworfen. Bei der Präsidentenwahl des Jahres 1900 kamen auf den sozialistischen Kandidaten 87 814 Stimmen, im Jahre 1904: 392 857 und 1908: 424 483.

Sombart hat uns nach seiner Studienreise in Amerika darüber aufgeklärt, warum der Sozialismus in den Vereinigten Staaten keine besonderen Fortschritte machen konnte. Die Tatsache, dass der amerikanische Kapitalismus sich in einem Lande mit unabsehbaren Flächen von Terra libera entwickelt hat, ist in ihrer Bedeutung für die Gestaltung der proletarischen Psyche keineswegs erschöpft mit der Feststellung der Zahl von Ansiedlern, die im Laufe der Jahre sich dem kapitalistischen Dienstverhältnis durch die Flucht nun wirklich entzogen haben. Vielmehr ist in Rücksicht zu ziehen, dass das bloße Bewusstsein, jederzeit freier Bauer werden zu können, dem amerikanischen Arbeiter ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe geben musste, das dem europäischen Arbeiter fremd ist. Man erträgt jede Zwangslage leichter, wenn man wenigstens in dem Wahne lebt, sich ihr im äußersten Notfall entziehen zu können. Dass dadurch aber die Stellung des Proletariates zu den Problemen der zukünftigen Gestaltung des Wirtschaftslebens ganz und gar eigenartig werden musste, liegt auf der Hand. Die Möglichkeit, zwischen Kapitalismus und

Nichtkapitalismus optieren zu können, verwandelt jede aufkeimende Gegnerschaft gegen dieses Wirtschaftssystem aus einer aktiven in eine passive und bricht jeder antikapitalistischen Agitation die Spitze ab. Noch eine andere feine Beobachtung hat Sombart gemacht: der Sinn für das messbar Große im Zusammenhang mit den radikal-demokratischen Grundsätzen der Verfassung hat sich beim Amerikaner zu einer blinden Verehrung der Majoritäten ausgebildet: diese, so meint er, ist auf dem rechten Wege, sonst wäre sie ja nicht die Majorität. Bryce bezeichnet diese Auffassung als „fatalism of the multitude.“

Wird es nun so bleiben? Die Meinungen über den Erfolg des Sozialismus in der Union sind geteilt. Eine wahrhaft demokratische Volkspolitik, wie sie Wilson inaugurieren will, ist möglicherweise imstande, auf Jahre hinaus die sozialistischen Richtungen auf eine radikale republikanische Politik festzulegen. Die Zukunft muss lehren, wie weit solche Hoffnungen gerechtfertigt sind. Sombart sah im Jahre 1906 die Verhältnisse bedeutend trüber an, als man sie heute anzusehen berechtigt ist. Alle Momente, meinte er, die bis heute die Entwicklung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben, sind im Begriffe zu verschwinden oder in ihr Gegenteil verkehrt zu werden, so dass infolgedessen der Sozialismus in der Union im nächsten Menschenalter aller Voraussicht nach zu vollster Blüte gelangen werde. Andere Schriftsteller beurteilen den Verlauf der Dinge wesentlich verschieden und stellen der amerikanischen Sozialdemokratie keine günstige Prognose. Der Anschluss an die vorgeschrittensten Gruppen der demokratischen Partei wird von manchen Politikern der äußersten Linken als die einzig richtige Taktik einer Partei bezeichnet, die noch zu schwach ist, auf eigenen Füßen stehen zu können. Die amerikanische Arbeiterbewegung zeigt übrigens in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Tendenz zur Einheit; dies, und nicht allein die Trustausschreitungen, dürfte bei Sombart eine so pessimistische Auffassung der Zukunft hervorgerufen haben.

Sei dem wie ihm wolle. Der Name Wilson bedeutet ein Appell an alle Gutgesinnten, die im Namen der Kultur wirken wollen. Unter so günstigen Auspizien hat in den letzten Jahren selten ein Erneuerer begonnen.

*

*

*

Die Wahl *Poincarés* bedeutet so gut wie diejenige Wilsons eine Absage an das banale politische Strebertum und eine Wertschätzung der Qualität, die in den letzten Jahren leider nicht immer ausschlaggebend war. In diesem Lichte besehen kommt beiden Wahlen symptomatische Bedeutung zu. Sie eröffnen die berechnete Hoffnung, dass auch in den Demokratien wieder mehr die besseren Talente und die höheren Gesichtspunkte über eine langweilige Mittelmäßigkeit emporwachsen und feiner gebildete Köpfe Lust an der Politik gewinnen. Die Persönlichkeit Wilsons zeigt vor allem, dass die Sache des Volkes dabei nichts zu verlieren hat. Beide Präsidenten, die Aufgaben, vor die sie gestellt sind, das Milieu, in dem sie nun wirken, sind so verschieden, dass ein Vergleich der beiden Individualitäten nicht angängig ist. Beide werden sich den harten Notwendigkeiten des politischen Lebens in manchen Fragen unterwerfen und auf dieses und jenes in der Studierstube so schön zurechtgelegte Ideal verzichten müssen. Politik ist und bleibt nun einmal die Kunst des Erreichbaren. Aber schon das Bewusstsein, dass Männer von überragenden geistigen Qualitäten an der Spitze des Staates stehen, gewährt ein Gefühl der Sicherheit und der Beruhigung. Wilson hat bei seiner Tarifreform schon jetzt eine nicht ganz ungefährliche Opposition zu spüren bekommen; Poincaré seinerseits die Macht des Radikalismus. Seine Rede in Montpellier wird mit Recht als eine Annäherung an seine republikanischen Gegner gedeutet, nachdem ihm das Votum des Senats zum Bewusstsein gebracht hat, dass sich in Frankreich gegen den Radikalismus nicht regieren lasse. Der Ideenrichtung nach unterscheidet sich Poincaré wesentlich von Wilson; er ist der Mann der gemäßigten liberalen Schule, einem besonnenen Fortschritte zugetan, aber auf keine bestimmte wirtschaftspolitische Richtung festgelegt. Seine Reden verraten eine imponierende Bildung, weise Mäßigung und kluges Einschätzen der praktischen Möglichkeiten. Überaus bezeichnend ist für ihn, dass er in dem glänzenden Nachruf auf Waldeck-Rousseau (*Questions et figures politiques*, Paris 1907, Bibliothèque Charpentier, Eugène Fasquelle) diesen hervorragenden Staatsmann der dritten Republik nur als Rhetoriker so absolut voll gelten lässt und sonst gegenüber seinem Parteigänger in der „Union républicaine“ Vorbehalte macht, die sich nur gegen die Sozialgesetz-

gebung Waldeck-Rousseaus richten können. Zur vollen Wertschätzung der Persönlichkeit Poincarés kann auch sein Buch „*Idées contemporaines*“ beitragen, worin sich auch eine Anzahl Reden finanzwissenschaftlichen Charakters finden, die als Glanzleistungen anzusprechen sind. (Le courage fiscal, La sincérité budgétaire usw.)

Die Auffassung des Regierungsmannes Poincaré ist wesentlich verschieden von derjenigen des „Erneuerers“ Wilson. Zum Belege dafür möge ein Satz aus einer Rede (Gouvernement et collectivisme) angeführt werden: „Un parti qui détient le pouvoir ne peut pas se conduire comme un parti d'opposition et de combat. Dès qu'il gouverne, il représente la France entière et c'est pour la France entière qu'il gouverne.“

ZÜRICH

PAUL GYGAX



DER MILCHFÄLSCHER

ERZÄHLUNG VON MEINRAD LIENERT

(Schluss.)

„Ja, ja, das könnte er,“ sagte mit verdrossenem, sauersüßem Lächeln der Amtsschreiber und entnahm der vollen Tanse Stöffis, der totenbleich dastand, ruhig eine Milchprobe.

„Jesus, Jesus, Herr Amtsschreiber,“ machte der Alte mit be-elendrischem Gesicht, „Ihr werdet doch, in Gottes und aller Heiligen Namen, nichts Böses von mir denken! Zehn lauter lötige Napoleone wollte ich in den Opferstock legen, die beste Kuh gäbe ich drum, wäre mir das heillose Ungeschick mit der Milchtanse nicht gerade jetzt, wo die Milchschauberren vor mir stehen, begegnet. Unsereinem muss es doch immer den gefehlten Weg gehen, so tut es. Aber da könnt ihr jetzt machen, ihr Herren, wenn der Weg alles ein Gletscher ist! Da liegt einer bald auf der Schatten-seite, besonders wenn einer ein alter Mann ist und nicht mehr gehörig federt, wie unsereins. Nein, zu dumm ist mir jetzt das ergangen. Eine Heiligenscheibe wollte ich in die Rothwyler Kirche stiften, hätte ich die heillose Tanse noch voll am Buckel. Aber was will man jetzt da machen, draußen ist die Milch.“

„Freilich, freilich, da kann man nichts mehr machen,“ sagte mit seltsamem Blick und ziemlich missvergnügt der Amtsschreiber.